

Medientagebuch

Öffentlich-rechtliche Zeitungen: Wollen wir Presseförderung?

Droht „der Anfang des Endes der freien Presse, wie wir sie seit dem Ende des zweiten Weltkriegs kennen“? Stefan Laurin vom Blog *Ruhrbarone* schwant Schlimmes. Anlass für seinen Text war eine Veranstaltung des SPD-Medienpolitikers Marc Jan Eumann. Der stellte kürzlich die Stiftung „Vielfalt und Partizipation“ vor, eine Initiative der rot-grünen Landesregierung in Nordrhein-Westfalen. Ab 2014 will die indirekt durch die neue Rundfunkabgabe finanzierte Stiftung mindestens 1,6 Millionen Euro vergeben – für Recherchestipendien oder die Journalistenausbildung. Auch andere Kritiker schießen scharf, die FAZ etwa mit dem Vorwurf „Staatspresse“.

Das Reich des Bösen fängt für die Kritiker gleich hinter der Grenze an: In Dänemark, wo 5,5 Millionen Menschen leben, gibt der Staat zirka 54 Millionen Euro pro Jahr für direkte Presseförderung aus. Das Nachbarland Schweden subventioniert mit 65 Millionen Euro etwa sogenannte Zweitzeitungen, um die Macht von Marktführern in bestimmten Regionen einzudämmen. Und in der Schweiz erleichtern reduzierte Posttarife Kaufzeitungen den Kampf mit den Gratistiteln.

Kaum ein europäisches Land kommt ohne staatliche Presseförderung aus, doch in Deutschland gilt sie als Teufelswerk. Man mag nicht vom Glauben lassen, dass der Markt alles regelt. Gewiss, sich öffentlich-rechtlich geförderten Verlagsjournalismus vorzustellen, ist nicht angenehm – ARD und ZDF in ihrer Parteiabhängigkeit dienen als abschreckende Beispiele.

Dennoch wird man nicht umhinkommen, sich Strukturen für eine Presseförderung zu überlegen, die nicht zu Zuständen wie beim Fernsehen führen – wenn all die Geschäftsmodellideen, die bloggende Unternehmensberatergurus zu Zukunft des Journalismus ausgeheckt haben, nicht funktionieren. Pathetischer gefragt: Welche Folgen „für die Demokratie“ wird es haben, wenn es sich als „einfach unmöglich“ erweisen wird, jenseits von finanz- und wirtschaftspublizistischen Angeboten ein Online-Geschäftsmodell für Qualitätsjournalismus zu finden? So formuliert es Robert W. McChesney in dem Buch *Digital Disconnect: How Capitalism Is Turning the Internet Against Democracy*.

Dass private Medienunternehmen von öffentlichen Geldern profitieren, ist in Deutschland schon jetzt nicht ausgeschlossen. In Bayern wird privates Regionalfernsehen aus dem Staatshaushalt gefördert; jeder steuerpflichtige Bayer zahlt eine Art zweite Rundfunkabgabe. Seit 1984 sind auf diesem Wege 432 Millionen Euro an privates bayerisches Fernsehen geflossen, schätzt der grüne Landtagsabgeordnete Sepp Dürr. Im November 2012 beschloss der Landtag, die jährliche Förderung „auf bis zu 10 Millionen Euro in den Jahren 2014 bis 2016“ zu erhöhen.

Die Praxis ist fragwürdig, weil die Förderung ursprünglich als „Anschubfinanzierung“ gedacht war und die Bedeutung der subventionierten Sender für den gesellschaftlichen Diskurs sich in Grenzen hält. Das bayerische Skandalon könnte daher als Anregung dienen: Wenn es bisher kaum jemanden gestört hat, dass seit fast 30 Jahren Steuergelder falsch verteilt werden, kann man jetzt beginnen, darüber nachzudenken, wie öffentliche Gelder in besser dafür geeignete Medienkanäle fließen können. *René Martens*

René Martens gehört zum Autorenteam der Medienkolumne *dasaltpapier.de*

Bühne „Das Duell“ nach Anton Tschechow an der Berliner Volksbühne

Das Äußere der Innenwelt



Ein Haus am Schwarzen Meer: Frank Castorf inszeniert Tschechows „Das Duell“ mit Kathrin Angerer

Ein typischer Castorf. Die Vorlage liefert für den Regisseur lediglich Anlässe. Anton Tschechow schrieb die Erzählung *Das Duell* 1891. Auf reichlich 100 Seiten figuriert darin die ihn beschäftigende Frage, was eigentlich der Mensch sei. Gescheiterte Typen geistern im Text, die Antworten fallen fatal aus. Russische Großmachtsfantasien schwelen, gepaart mit kolonialem Dünkel. Evident wird der seinerzeit in Russland die Runde machende Sozialdarwinismus. Von Koren, Wissenschaftler, ist ihr rüder Vertreter. Der eher schüchter-

ne Militärarzt Samoilenko dessen schwächerer Widerpart. Während die verheiratete Nadeshda Fjodorowna und der Bohemien Lajewski, die Liebe ist kaputt, ihrem Überdruss freien Lauf lassen.

Nun: Castorfs Theater negiert die inneren Konflikte der Tschechow-Figuren. Es braucht das Äußere derselben und inszeniert über sie die Entladung, das Verheerende, Chaotische, Überzogene. Von dort, so will es der Regisseur wohl, soll die Heillosigkeit heutiger Auseinandersetzungen deutlich werden, wenn etwa jene die Welt

neu konturierenden Geostrategien aufeinanderprallen, der Rassismus sich exzessiv auslebt, der Mensch zur bloßen Kreatur degeneriert, die Welt der Individuen sich der Welt der Wölfe immer weiter nähert. Der Ansatz ist nicht schlecht, die Umsetzung stellt ihn eher.

So verwundert der Anfang der Aufführung keineswegs. Da steht einer oben, abgebildet auf der Videowand, und knallt wie verrückt aus seiner Maschinenpistole direkt in die Gesichter des Publikums. Da wird statt eines Hauses am Schwarzen

Meer (bei Tschechow in Abchasien, heute Kristallisationspunkt des nationalen Hasses, des Terrors), wo sich Vertreter russischer Eliten begegnen, das Elend einer auf Koks gebetteten Hütte gezeigt – an Unbehaustheit kaum zu übertreffen (Bühnenbild Aleksandar Denic), verweisend auf die russische Dorfarmut mit Zwiebelturm und Radiolautsprecher am Mast.

Die Schauspielerinnen rennen durch *Das Duell*, gesteckt teils in Männerrollen. Sie geifern, flennen, schreien, besaufen und berauschen sich, schlagen, rempeln, trampeln, wälzen sich in Betten, fallen, kotzen, singen, flüstern, rappeln sich wieder hoch, stolpern abermals, rennen ums Haus, kriechen durch dessen Öffnungen, quälen sich, bedrohen einander, lügen schamlos, philosophieren schreiend, beleidigen den nächsten und geißeln sich selbst, verachten einander. Alltagswut und philosophischer Diskurs hauen sich gegenseitig kaputt. Frauen spielen das alles, wie gesagt, mit einer Ausnahme. Hermann Beyer gibt den Arzt Samoilenko. Zu allem Unglück fielen zwei Darstellerinnen in der zweiten Premiere aus (Jeannette Spassowa und Kathrin Angerer).

Das Duell findet bei Castorf nicht statt. Samoilenko erschießt sich im Finale selbst. Zu all dem tritt ein ohrenbetäubendes Aufgebot an Geräuschen und Tönen. Songs ballern in die Vorgänge hinein, die Gespräche werden sukzessive untermalt von Flöten, Geigen und Naturlauten. Selten gibt es Ruhepunkte. Ein Exkurs über das Problem des Glaubens und der Tat kurz vor Ende kann zwar als solcher gelten, er geriet aber sprichwörtlich allzu banal, als dass die gesonderte Hirnanstrengung darüber gelohnt hätte. Der Aufwand an schauspielerischer Energie der Aufführung war enorm, der Effekt über vier Stunden hinweg peinliche Ratlosigkeit. *Stefan Amzoll*

Das Duell Frank Castorf Volksbühne Berlin

Ausstellung „Anonyme Zeichner“ im Kunstverein Tiergarten

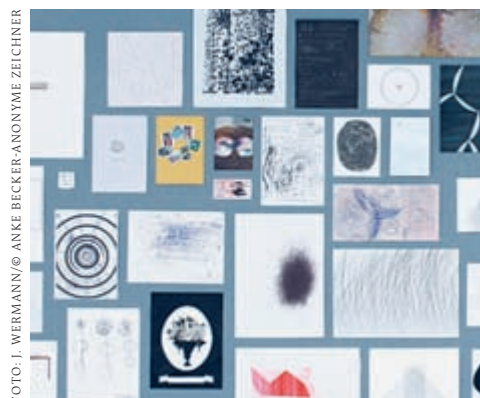


FOTO: I. WEIMANN/© ANKE BECKER/ANONYME ZEICHNER

Was ist der kotzende Tiger wohl wert?

Sieht aus wie Coca-Cola, klebt wie Coca-Cola, schmeckt wie Coca-Cola. Ist aber Pepsi, wie der Doppelblindtest zeigt. So ähnlich funktionieren auch die Ausstellungen der *Anonymen Zeichner*: Sieht aus wie Neo Rauch, fühlt sich an wie einer, ist aber – vielleicht! – keiner.

Das Prinzip ist einfach. Jeder, und seit Beuys ist ja jeder Mensch ein Künstler, kann eine Zeichnung an die *Anonymen Zeichner* schicken und wird dann ohne direkte Namensnennung ausgestellt. Und bekanntlich lässt sich über Geschmack nicht streiten. Was der legendäre französische Soziologe Pierre Bourdieu anders sah, wenn er dem Geschmack eine enorme Sprengkraft zuschrieb, behauptete er doch, dass gerade dieser die Gesellschaftsschichten voneinander zu trennen vermag. Bei den Anonymen soll der Kunstkauf egalitär sein und nur über das Gefallen funktionieren, nicht über den Namen als Marke. Denn erst wenn die Zeichnung gekauft ist, erfährt man den Urheber, und weiß, ob einen der eigene Sachverstand, sucht man nach bekannten Namen, getäuscht hat.

2006 startete Anke Becker den ersten Aufruf. International wurden Zeichner gebeten, ihre Werke nach Berlin zu schicken. Drei Frauen – Anke Becker, Veronike Hinsberg und Inken Reinert – begutachteten seitdem, ob es sich dabei um „echte“ Handarbeit handelt. Angenommen wird grundsätzlich alles. Das Spektrum reicht von

Kinderzeichnungen mit kotzenden Tigern, obskuren Cartoons, Langeweile-, Telefon- und Wusel- bis zu Konzeptzeichnungen. Dabei gibt es keine Genrengrenzen. Die drei haben sich im Studium an der Kunsthochschule Berlin-Weißensee kennengelernt. Sie selbst arbeiten gemeinsam an Zeichnungen, bei denen die Autorenschaft nicht eindeutig einer Person zugeschrieben werden kann – und genau das interessiert sie. Diesmal waren es über 2.500 Einsendungen aus aller Welt, von Kanada bis China, über Stuttgart, Paderborn und Berlin. Ausgewählt wurden rund 800 Arbeiten. Die einzige Bedingung: Die Arbeiten durften nicht größer als A3 sein. Auch der Preis steht mit 150 Euro fest. 50 davon gehen an die Macherinnen. 70 Arbeiten waren schon in den ersten zwei Tagen verkauft. Leben können die drei davon natürlich nicht. Es macht ihnen einfach Spaß den etablierten Markt zu irritieren.

Und sie verstehen es als ein Stück ihrer künstlerischen Arbeit, die Zeichnungen liebevoll und feinsinnig zu inszenieren, und dabei von stark narrativ bis rein formal zu denken. Bei ihrer dichten Petersburger-Hängung ergeben sich so immer wieder neue Sinnzusammenhänge. Zusätzlich wurden die Wände des Kunstvereins Tiergarten in einem extra recherchierten Museumsgrau gestrichen, und die Arbeiten daran, ganz einfach, mit Powerstrips befestigt. Sobald eine Arbeit verkauft ist, wird der dahinterliegende Künstlername an der Wand sichtbar. Von Donnerstag bis Samstag können die Käufer die Arbeiten direkt aus dem Ausstellungsraum mitnehmen. Sollte man also zu spät kommen, kann es sein, dass man nur noch die Namen der Künstler ohne Werke vorfindet. Und es ist das erste Mal, dass die Arbeiten auch im Internet zu sehen und zu kaufen sind. Dabei geht leider die Feinarbeit der Ausstellungsmacherinnen – die assoziativen Verbindungen zwischen den Zeichnungen – verloren. Grundsätzlich aber stimmt die Idee, auch wenn ein Name im großen Kunstbetrieb durchaus die Funktion erfüllen kann, einen lebenslang zu begleiten. *Christoph Bannat*

Anonyme Zeichner Kunstverein Tiergarten, Berlin, bis 20. April 2013

Musik „Little French Songs“ von Carla Bruni



FOTO: MILESTONE MEDIA/IMAGO

Hinterm Rubikon gehts weiter

Raymond ist „Dynamit“, ein „Pirat“, eine „Atombombe“. Und er ist, *mais oui*, ihr Mann. Carla Bruni ist älter geworden. Wenn sie heute in „Mon Raymond“ von ihrem *amoureux* singt, der mal Präsident war, plaudert sie nicht über teuflischen Sex, wie einst im Song „Raphaël“ (über Enthoven, den schönen Philosophen und Vater ihres Sohnes). Sie redet lieber davon, wie „komplex, sentimental, aber taktisch“ ihr Mann ist. Und vor allem: „Wenn er den Rubikon überschreitet, gibt es keinen Zweifel mehr...“ Monsieur Wulff, – das ist ein Kompliment! Eine Stärke.

Aus Nicolas wird also Raymond, aus Discretion heißt es. Aber jeder weiß, wem sie da schmeichelt. Hatte Sarkozy da selbst seine Finger im Spiel? Wenn Raphaël eine Hommage bekommen hat, verdiene ich auch eine. Bruni, das möchte sie uns mit den Liedern weismachen, hat längst mit dem Kapitel „Première Dame“ abgeschlossen. So heißt es in dem Lied „Pas une dame“: „Ich bin keine Dame, ich bin nur ein Mädchen ... Bitte nenn mich nicht Madame. Nenn mich meine Katze, meine Süße, meine Sirene.“ Sie hat lange genug Hütchen probiert, jetzt will sie wieder Jeans tragen und ein Bier in der Hand. Keith Richards statt Jackie Kennedy. Im Chanson „Chez Keith et Anita“ träumt sie von einem Hippiesommer mit dem Stones-Gitarristen und dem Ex-Model. Es ist ein jazziges Lied, mit E-Gitarre unterlegt. Und es spielt mit

dem Klischee vom ewigen Bohème-Dasein, dem Immer-noch-nicht-erwachsen-werden-wollen. Das hat Tradition: Auf *Comme si de rien n'était* von 2008 säuselt sie vom Amüsieren und Verführen, als seien wir in der Liebe alle Klandestine. Und nun, nach Model-Karriere und Elysée träumt sie davon, noch im Alter die wilde Tour zu machen: „Wenn ich mal 100 sein werde, lebe ich ohne Programm, ich tanze bis in den Morgen. Wenn ich 100 Jahre alt sein werde, lebe ich von meinem Charme.“ Die Hintergrundband spielt dazu ein bisschen Countryfolk. Beim Chanson „Dolce Francia“ wechselt Carla Bruni ins Italienische, ihre Muttersprache. In ihrer Version des Charles-Trenet-Klassikers „Douce France“ beschwört Bruni den Postkarten-Charme einer verschwundenen Welt, der Ära von Brassens, Barbara, Aznavour, Gainsbourg oder Johnny Hallyday („Johnny“). Sie klammern sich ja gerne an Denkmäler, die Franzosen. Und Carla Bruni möchte die Welt nicht neu erfinden, weder musikalisch noch inhaltlich. Ihre *Little French Songs* sollen ein guter Trost sein, wenn der „Kummer mal wieder länger anhält“, sagt sie selbst.

Carla Bruni hat nach dem Debüt *Quelqu'un ma dit* (2002) englische Gedichte vertont und auf *Comme si de rien n'était* von der „Möglichkeit einer Insel“ geträumt. Doch Chansons, die berühren, und die länger bleiben als für die Dauer eines Abwaschs – auf ihrem ersten Album finden sich mehrere –, sind ihr seither nicht eingefallen. Ihrer erste Platte als Ex-Première-Dame wird auch nach politischen Andeutungen durchgefahndet: „Er ist nicht schön, der Pinguin. Er ist nicht groß, nicht klein. (...) nicht ja, nicht nein, weder alles noch nichts, nein, er ist nichts, rein gar nichts“, singt sie in „Le Pinguin“, es ist das letzte Lied. „Er setzt seine Herrschermiene auf, aber ich kenne ihn, den Pinguin, er hat nicht die Manieren eines Schlossherrn.“ Moment. Soll der Pinguin etwa François Hollande sein? Ist es eine Abrechnung? Bruni bestreitet jeden politischen Hintergrundgedanken. Sie möchte einfach nur singen. Schwamm drüber. *Maxi Leinkauf*

Little French Songs Carla Bruni Barclay (Universal)

KLEINANZEIGE

Kur in Kolberg in Polen. 14 Tage ab 429 Euro! Hausabholung inkl. Hotelprospekte und DVD-Film gratis! Tel. 0048943555126 www.kurhotelawangardia.de